

FREUDEN UND
TAGE UND ANDERE
ERZÄHLUNGEN UND
SKIZZEN AUS DEN
JAHREN 1892-1896

MARCEL
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5401

Proust war zwanzig Jahre alt, als er die ersten Texte zu *Les plaisirs et les jours* schrieb. Von 1892 an veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften Erzählungen, Skizzen, Prosa Gedichte und Gedichte, in denen er die literarischen und ideologischen Strömungen seiner Zeit aufgreift und reflektiert. Die meisten seiner frühen Texte hat Proust in *Les plaisirs et les jours* aufgenommen, sie durch neue ergänzt und zu einem kunstvollen Ganzen zusammengefügt. 1926 erschien unter dem Titel *Tage der Freuden* die erste deutsche Übersetzung von *Les plaisirs et les jours*. Die hier vorgelegte Neuübersetzung bringt zum ersten Mal den vollständigen Text des Werkes; hinzugefügt sind Prosatexte aus den Jahren 1892-1896, die Proust nicht in *Les plaisirs et les jours* aufgenommen hat. Der Kommentar verzichtet bewusst auf das textkritische und auf das biographische Detail; er legt das Schwergewicht auf den literarischen Horizont, den Proust mit *Les plaisirs et les jours* entwirft und vor dem sich die Konturen des Werks abzeichnen.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Freuden und Tage

und andere Erzählungen und Skizzen
aus den Jahren 1892-1896

Suhrkamp

Diese Ausgabe entspricht Werke I, Band 1 der Frankfurter Ausgabe
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Aus dem Französischen von Luzius Keller;
für »Der Gleichgültige«: Elisabeth Borchers

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
suhrkamp taschenbuch 5401

© der deutschsprachigen Ausgabe
1988, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

© der Originalausgabe Éditions Gallimard, Paris, 1971

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47401-3

www.suhrkamp.de

Freuden und Tage

Warum hat er mich gebeten, sein Buch dem neugierigen Leser darzubieten? Und warum habe ich ihm versprochen, diese sehr angenehme, aber durchaus unnötige Aufgabe zu übernehmen? Sein Buch ist gleich einem jungen Antlitz voll seltenen Zaubers und feiner Anmut. Es empfiehlt sich ganz alleine, spricht für sich selbst und bietet sich dar, ob es will oder nicht.

Ohne Zweifel ist es jung. Es ist jung von der Jugend des Autors. Aber es ist alt vom Alter der Welt¹. Es ist der Frühling der Blätter auf uralten Zweigen im Wald der Jahrhunderte². Es ist, als wären die neuen Sprossen³ von der tiefen Vergangenheit der Wälder betrübt und trügen Trauer um so viele verstorbenen Frühlinge.

Der ernste Hesiod sprach zu den Ziegenhirten des Helikon von *Werken und Tagen*. Zu unseren Herren und Damen von Welt von *Freuden und Tagen* zu sprechen, scheint melancholischer, wenn tatsächlich, wie es jener englische Staatsmann⁴ behauptet, das Leben ohne die Freuden erträglich wäre. So zeigt das Buch unseres jungen Freundes Züge eines müden Lächelns, Gebärden der Ermattung, beides nicht ohne Schönheit und Adel.

Man wird sogar seine Traurigkeit angenehm und durchaus abwechslungsreich empfinden, ist sie doch von einer wunderbaren Beobachtungsgabe gelenkt und gestützt, von einer schmiegsamen, durchdringenden und wahrhaft subtilen Intelligenz. Dieser Kalender der *Freuden und Tage* zeigt mit harmonischen Himmels-, Meeres- und Waldgemälden die Stunden der Natur an und gleichzeitig, mit wirklichkeitsgetreuen Portäts und

Genrebildern von bewunderungswürdiger Perfektion, die menschlichen Stunden.

Marcel Proust gefällt sich gleichermaßen darin, die verzweifelte Pracht der sinkenden Sonne und die von Eitelkeiten erregte Seele des Snobs zu beschreiben. Er glänzt im Erzählen von eleganten Schmerzen, von künstlichen Leiden⁵, an Grausamkeit denen mindestens ebenbürtig, die uns die Natur mit mütterlicher Freigebigkeit gewährt. Ich gestehe, daß mir solche erklügelte Leiden, solche von menschlichem Geist erfundene Schmerzen, solche Kunst-Schmerzen unendlich interessant und kostbar erscheinen, und ich weiß Marcel Proust Dank, daß er sie an einigen ausgewählten Fällen studiert und beschrieben hat.

Er zieht uns in eine Treibhausatmosphäre⁶ hinein und hält uns inmitten kunstvoller Orchideen fest, deren seltsame und krankhafte Schönheit sich nicht von Erde nährt. Plötzlich schwirrt durch die wonnevolle Schwüle ein Lichtpfeil, ein Blitz, der wie der Strahl des deutschen Arztes⁷ die Körper durchdringt. Der Einfall des Dichters hat den geheimen Gedanken, den uneingestanden Wunsch getroffen.

Das ist seine Manier und seine Kunst. Hier zeigt er eine Sicherheit, die bei einem so jungen Bogenschützen überrascht. Er ist keineswegs harmlos. Aber er ist so aufrichtig und so wahr, daß er wieder naiv wird und dadurch gefällt. Es ist etwas an ihm von einem verdorbenen Bernardin de Saint-Pierre und einem arglosen Petronius⁸.

Ein glückliches Buch ist das seine! Es wird einhergehen auf seinem Weg in die Welt im Schmuck und im Duft der Blumen aus der Hand Madeleine Lemaïres, jener göttlichen Hand, die Rosen verstreut mitsamt ihrem Tau.

Paris, den 21. April 1896

ANATOLE FRANCE

MEINEM FREUND WILLIE HEATH

GESTORBEN IN PARIS AM

3. OKTOBER 1893

Der Du ruhest in Gottes Schoß . . . offenbare mir die Wahrheiten, die den Tod bezwingen, die verhindern, ihn zu fürchten und ihn beinahe lieben lassen.

Die alten Griechen gaben ihren Toten Kuchen, Milch und Wein mit. Verführt von einer zwar nicht weiseren, aber raffinierteren Illusion, bringen wir ihnen Blumen und Bücher dar. Wenn ich Ihnen dieses hier gebe, dann zuerst, weil es ein Buch mit Bildern ist. Trotz der »Legenden« wird es, wenn vielleicht auch nicht gelesen, so doch von allen Bewunderern der großen Künstlerin¹ angeschaut werden, die mir in aller Einfachheit dieses großartige Geschenk gemacht hat, sie, von der man nach dem Ausspruch Dumas' sagen könnte, »sie habe nach Gott die meisten Rosen erschaffen«. Auch Monsieur Robert de Montesquiou² hat sie – in bisher unveröffentlichten Versen – gepriesen, mit jenem kunstvollen Ernst, jener sentenzhaften und subtilen Eloquenz, jener strengen Ordnung, die bei ihm manchmal an das 17. Jahrhundert erinnern. Von den Blumen sprechend, sagt er zu ihr:

Ihrem Pinsel Modell zu stehen, läßt sie erblühen.

Sie sind ihre Vigée³ und Sie sind die Flora,
Die sie unsterblich macht, während die andere sie
sterben läßt!

Ihre Bewunderer sind eine Elite und sind trotzdem Legion. Ich wollte, daß sie auf der ersten Seite den Namen dessen sähen, den sie nicht rechtzeitig kennenlernen konnten und den sie bewundert hätten. Ich selbst, lieber Freund, habe Sie nur während allzu kurzer Zeit gekannt. Am Vormittag traf ich Sie oft im Bois, wenn Sie mich erblickt hatten und unter den Bäumen auf mich warteten, aufrecht, aber entspannt, gleich einem jener Edelmänner, die van Dyck⁴ gemalt hat und deren nachdenkliche Eleganz auch Ihnen eigen war. Diese liegt nämlich, wie die Ihre, weniger in der Kleidung als im Körper, und der Körper selbst scheint sie von der Seele empfangen zu haben und unablässig weiter zu empfangen: es ist eine geistige Eleganz. Alles trug übrigens dazu bei, diese melancholische Ähnlichkeit zu betonen, bis hin zu jenem Hintergrund aus Blattwerk, in dessen Schatten van Dyck oft den Spaziergang eines Königs angehalten hat; wie viele von denen, die seine Modelle waren, sollten Sie früh sterben⁵, und auch in Ihren Augen sah man bald die Schatten der Vorahnung, bald das sanfte Licht der Resignation. Aber während die Anmut Ihres Stolzes mit vollem Recht der Kunst eines van Dyck zugeschrieben werden konnte, beruhte die geheimnisvolle Intensität Ihres geistigen Lebens eher auf da Vinci. Mit erhobenem Finger, undurchdringlichen Augen, lächelnd vor dem Geheimnis, das Sie verschwiegen, sind Sie mir oft wie Leonardos Johannes der Täufer⁶ vorgekommen. Wir träumten damals davon, beinahe planten wir, immer inniger zusammenzuleben, in einem Kreis großherziger und ausgewählter Frauen und Männer, weit genug von Dummheit, Laster und Bosheit entfernt, um uns vor ihren vulgären Pfeilen sicher zu fühlen⁷.

Ihr Leben, so wie Sie es gewollt hätten, sollte eines jener großen Werke sein, die einer hohen Inspiration bedürfen. Wie vom Glauben oder vom Genie, können wir

diese von der Liebe empfangen. Aber Ihnen sollte der Tod sie geben⁸. Auch in ihm und schon in seinem Herannahen⁹ liegen verborgene Kräfte, liegt eine geheime Hilfe, eine »Gnade«, die es im Leben nicht gibt. Wie die Liebenden, wenn sie zu lieben beginnen, wie die Dichter in der Zeit, da sie singen, fühlen sich die Kranken ihrer Seele näher. Das Leben ist schwer; es setzt uns hart zu, und ständig bereitet es unserer Seele Schmerzen. Sobald sein Druck einen Augenblick nachläßt, kann man hell-sichtige Wollust empfinden. Als ich ein ganz kleines Kind war, erschien mir kein anderes Menschenschicksal aus der biblischen Geschichte so elend wie dasjenige Noahs¹⁰, wegen der Sintflut, die ihn während vierzig Tagen in der Arche eingeschlossen hielt. Später war ich oft krank, und während langer Tage mußte auch ich in der »Arche« bleiben. Da erkannte ich, daß Noah die Welt nie so gut sehen konnte wie aus der Arche, obwohl sie geschlossen war und Nacht über der Erde lag. Als meine Genesung begann, »öffnete« meine Mutter »das Tor der Arche« und ging hinaus, sie, die nicht von mir gewichen und sogar nachts bei mir geblieben war. Doch wie die Taube »kam sie an diesem Abend noch zurück«. Dann wurde ich völlig gesund, und wie die Taube »kam sie nicht mehr zurück«. Es galt, wieder anzufangen zu leben, sich von sich selbst abzuwenden, rauhere Worte zu hören als die meiner Mutter; mehr noch, ihre bis dahin immer so sanften Worte waren nicht mehr die gleichen; sie waren geprägt von der Strenge des Lebens und der Pflicht, die sie mir beibringen mußte. Sanfte Taube der Sintflut, wie ließe sich nur denken, der Patriarch habe, als er dich fortfliegen sah, nicht auch Traurigkeit empfunden, die sich in die Freude der wiedererstehenden Welt mischte? Sanfte Wollust des Lebens in der Schweben, des wahren »Gottesfriedens«, der das Tagewerk unterbricht und die bösen Begierden. »Gnade« der Krankheit,

die uns der Welt jenseits des Todes näherbringt – »Gnade« der Krankheit und auch deren Reiz: Reiz der »eitlen Zierden und der Schleier, die bedrücken«, der Haare, die eine »unwillkommene Hand zu ordnen besorgt war«¹¹; sanfte Zeichen der Treue einer Mutter und eines Freundes, die uns oft wie das Angesicht unserer eigenen Traurigkeit erscheinen oder wie die schützende Gebärde, herbeigefleht von unserer Schwäche, Zeichen, die an der Schwelle der Genesung haltmachen werden, oft habe ich gelitten, als ich fühlte, wie fern ihr von mir seid, ihr alle, verbannte Nachkommenschaft der Taube aus der Arche. Und wer hat nicht sogar solche Augenblicke gekannt, lieber Willie, in denen er sein wollte, wo Sie sind? Man übernimmt so viele Verpflichtungen gegenüber dem Leben, daß eine Stunde kommt, in der man nicht mehr glaubt, sie jemals alle erfüllen zu können, sich entmutigt den Gräbern zuwendet und den Tod herbeiwünscht, den »Tod, der den Schicksalen Hilfe bringt, die sich nicht erfüllen wollen«¹². Aber wenn er uns auch von den Verpflichtungen gegenüber dem Leben entbindet, so kann er uns nicht entbinden von denjenigen gegenüber uns selbst und vor allem nicht von der wichtigsten, nämlich, Wert und Verdienst nachzuleben.

Ernster als irgendeiner von uns, waren Sie auch kindlicher als irgendein anderer, nicht nur in der Reinheit des Herzens, sondern auch in einer einfachen und köstlichen Fröhlichkeit. Charles de Grancey besaß die Gabe, um die ich ihn beneidete, mit Erinnerungen aus der Schulzeit plötzlich jenes Lachen zu wecken, das nie für lange Zeit einschlieft und das wir nicht mehr hören werden.

Wenn ich einige dieser Seiten mit dreiundzwanzig Jahren geschrieben habe, stammen viele andere (*Violante*, beinahe alle *Fragmente einer italienischen Komödie*, usw.) aus meinem zwanzigsten Lebensjahr. Alle sind sie nur der eitle Schaum eines bewegten Lebens, das sich jetzt

aber beruhigt. Wäre es doch eines Tages klar genug, daß die Musen sich darin spiegeln möchten und man auf seiner Oberfläche den Widerschein ihres Lächelns und ihrer Tänze dahineilen sähe.

Ich gebe Ihnen dieses Buch. Sie sind, ach! der einzige meiner Freunde, dessen Kritik es nicht zu fürchten braucht. Wenigstens darf ich darauf vertrauen, daß die Freiheit des Tons Sie nirgends schockiert hätte. Ich habe die Unmoral immer nur an Wesen mit zartem Gewissen gezeigt. Zu schwach, das Gute zu wollen, zu edel, das Böse zu genießen, kennen sie nur das Leiden; so konnte ich von ihnen nur mit einem Mitleid sprechen, das zu aufrichtig ist, um diese kleinen Versuche nicht zu läutern. Mögen der wahre Freund¹³ sowie der berühmte und vielgeliebte Meister¹⁴, die ihnen, der eine die Poesie seiner Musik, der andere die Musik seiner unvergleichlichen Poesie hinzugefügt haben, möge auch Monsieur Darlu¹⁵, der große Philosoph, dessen inspiriertes Wort, sicherer zu dauern als Geschriebenes, in mir wie in so vielen anderen das Denken befruchtet hat, mögen sie mir verzeihen, daß ich Ihnen diesen letzten Beweis der Zuneigung aufgespart habe, mögen sie bedenken, daß ein Lebender, so groß oder so teuer er auch sei, erst nach einem Toten geehrt werden darf.

Juli 1894

DER TOD DES BALDASSARE SILVANDE,
FREIHERRN VON SYLVANIEN

*Apoll hütete die Herden Admets, sagen die
Dichter; auch jeder Mensch ist ein verklei-
deter Gott, der den Narren spielt.*

EMERSON¹

»Herr Alexis, weinen Sie doch nicht so. Der Freiherr von Sylvanien schenkt Ihnen heute vielleicht ein Pferd.«

»Ein großes Pferd, Beppo, oder ein Pony?²«

»Vielleicht ein großes Pferd wie das des Herrn Cardenio. Aber weinen Sie doch nicht so . . . an Ihrem dreizehnten Geburtstag!«

Die Aussicht, ein Pferd geschenkt zu bekommen, und der Gedanke, daß er jetzt dreizehn Jahre alt war, ließen Alexis' Augen durch die Tränen hindurch aufleuchten. Aber getröstet war er nicht, denn er mußte seinen Onkel Baldassare Silvande, den Freiherrn von Sylvanien, besuchen. Gewiß, seit dem Tag, an dem er erfahren hatte, die Krankheit seines Onkels sei unheilbar, hatte Alexis ihn mehrere Male gesehen. Seither aber war alles ganz anders geworden. Baldassare hatte sich Rechenschaft abgelegt über seine Krankheit und wußte jetzt, daß er höchstens noch drei Jahre zu leben hatte. Ohne übrigens zu verstehen, weshalb diese Gewißheit seinen Onkel nicht vor Kummer getötet oder um den Verstand gebracht hatte, fühlte sich Alexis unfähig, den Schmerz seines Anblicks zu ertragen. Überzeugt davon, er würde

mit ihm von seinem nahen Ende zu sprechen beginnen, traute er sich die Kraft nicht zu, nicht nur ihn zu trösten, ja selbst nicht das Schluchzen zu unterdrücken. Er hatte seinen Onkel immer angebetet, den größten, den schönsten, den jüngsten, den lebendigsten, den sanftesten seiner Verwandten. Er liebte seine grauen Augen, seinen blonden Schnurrbart, seine Knie, den tiefen und süßen Ort der Lust und der Zuflucht, als er kleiner war, und die ihm damals uneinnehmbar schienen wie eine Festung, lustig wie Holzpferde und unverletzlicher als ein Tempel. Alexis, der die düstere und strenge Kleidung seines Vaters höchst mißbilligte und von einer Zukunft träumte, in der er, stets zu Pferd, elegant wie eine Dame und prächtig wie ein König sein würde, erkannte in Baldassare das erhabenste Ideal³, das er sich von einem Manne bilden konnte; er wußte, daß sein Onkel schön war, daß er ihm ähnlich sah, er wußte auch, daß er intelligent war, großherzig, daß er ebensoviel Macht besaß wie ein Bischof oder ein General. Allerdings hatte er aus kritischen Bemerkungen seiner Eltern auch erfahren, daß der Freiherr Fehler hatte. Er selbst erinnerte sich, wie heftig sein Zorn war am Tage, als sein Cousin Jean Galeas sich über ihn lustig gemacht hatte, wie sehr der Glanz seiner Augen die Freuden der Eitelkeit verriet, als der Herzog von Parma ihm die Hand seiner Schwester hatte anbieten lassen (im Bemühen, seine Freude zu verbergen, hatte er damals die Zähne zusammengepreßt und eine Grimasse geschnitten, die ihm zur Gewohnheit geworden war und die Alexis mißfiel), und wie verächtlich er zu Lucretia sprach, die sich öffentlich dazu bekannte, seine Musik nicht zu lieben.

Des öfteren spielten seine Eltern auf andere Handlungen seines Onkels an, die er nicht kannte, die er aber heftig tadeln hörte.

Aber alle Fehler Baldassares, auch seine vulgäre Grimasse, waren jetzt gewiß verschwunden. Als sein Onkel erfahren hatte, daß er in zwei Jahren vielleicht tot sein würde, wie sehr mußten ihm da die Spötteleien von Jean Galeas, die Freundschaft des Herzogs von Parma und seine eigene Musik gleichgültig geworden sein. Alexis stellte ihn sich ebenso schön vor, aber feierlich und noch vollkommener, als er es früher gewesen war. Ja, feierlich und schon nicht mehr ganz von dieser Welt. So mischte sich in seine Verzweiflung ein Hauch von Unruhe und von Grauen.

Die Pferde waren längst angeschirrt, es war Zeit aufzubrechen; er stieg ein, dann ging er noch einmal zurück, seinen Erzieher um einen letzten Ratschlag zu bitten. Als er zu sprechen begann, errötete er sehr:

»Monsieur Legrand, ist es nun besser, mein Onkel glaubt oder er glaubt nicht, daß ich weiß, er muß sterben?«

»Daß er es nicht glaubt, Alexis!«

»Aber wenn er davon spricht?«

»Er wird nicht davon sprechen.«

»Er wird nicht davon sprechen?« sagte Alexis betroffen, denn das war die einzige Möglichkeit, die er nicht vorausgesehen hatte: sooft er sich den Besuch bei seinem Onkel vorzustellen begann, hörte er ihn mit der Sanftheit eines Priesters über den Tod sprechen.

»Aber wenn er am Ende doch davon spricht?«

»Dann sagen Sie ihm, daß er sich täuscht.«

»Und wenn ich weine?«

»Sie haben heute morgen schon zu viel geweint, Sie werden bei ihm nicht mehr weinen.«

»Ich werde nicht mehr weinen!« rief Alexis verzweifelt aus, »dann muß er ja glauben, daß ich keinen Kummer habe, daß ich ihn nicht liebe... meinen liebsten Onkel!«

Und er brach in Tränen aus. Des Wartens müde kam ihn seine Mutter holen; sie fuhren los.

Nachdem Alexis im Vestibül seinen kleinen Paletot einem dort wartenden Diener in grün-weißer Livree mit dem Wappen Sylvaniens übergeben hatte, blieb er einen Augenblick mit seiner Mutter stehen, um den Geigenklängen aus einem Zimmer nebenan zu lauschen. Dann führte man sie in einen riesigen, runden Saal, der ganz verglast war und in dem sich der Freiherr häufig auf hielt. Beim Eintreten sah man vor sich das Meer, und wenn man sich umwandte, Wiesen, Weiden und Wälder; ganz hinten im Saal waren zwei Katzen, Rosen, Mohnblumen und viele Musikinstrumente. Sie warteten einen Augenblick.

Alexis stürzte sich auf seine Mutter, sie glaubte, er wolle sie küssen, aber er fragte ganz leise, den Mund an ihr Ohr gepreßt:

»Wie alt ist mein Onkel?«

»Er wird sechsunddreißig im Juni.«

Er wollte fragen: »Glaubst du, daß er jemals sechsunddreißig wird?«, aber er wagte es nicht.

Eine Tür ging auf, Alexis erzitterte, ein Diener sagte:

»Der Herr Baron kommt gleich.«

Kurz darauf kam der Diener wieder und ließ zwei Pfauen und ein Zicklein herein, die der Freiherr überallhin mit sich führte. Dann hörte man neuerliche Schritte, und die Tür ging noch einmal auf.

»Es ist nichts«, sagte sich Alexis, dessen Herz zu klopfen begann, sooft er ein Geräusch hörte, »es ist wohl ein Diener, ja, sehr wahrscheinlich ein Diener.« Gleichzeitig aber hörte er eine sanfte Stimme:

»Guten Tag, mein kleiner Alexis, ich wünsche dir viel Glück zum Geburtstag.«

Und sein Onkel erschreckte ihn, als er ihn küßte. Er

bemerkte es zweifellos, und um ihm Zeit zu geben, sich zu fassen, begann er, sich fröhlich mit Alexis' Mutter zu unterhalten, seiner Schwägerin, die seit dem Tod seiner Mutter der Mensch auf der Welt war, den er am meisten liebte.

Beruhigt empfand nun Alexis nur noch grenzenlose Zärtlichkeit für diesen immer noch so liebenswürdigen, nur etwas blässeren, heldenhaften jungen Mann, so heldenhaft, daß er in diesen tragischen Minuten noch Fröhlichkeit spielte. Er wäre ihm gerne um den Hals gefallen, wagte es aber nicht aus Angst, die Energie seines Onkels zu brechen, der dann die Herrschaft über sich selbst verlieren müßte. Vor allem der traurige und sanfte Blick des Freiherrn hätte ihn zum Weinen bringen mögen. Alexis wußte, daß seine Augen schon immer traurig gewesen waren und selbst in den glücklichsten Augenblicken um Trost zu flehen schienen für ein Leid, das er offenbar nicht empfand. In diesem Augenblick aber glaubte er, die aus dem Gespräch tapfer verbannte Traurigkeit seines Onkels habe sich in die Augen zurückgezogen, die nun an der ganzen Person das einzig Aufrichtige waren, zusammen mit seinen eingefallenen Wangen.

»Ich weiß, daß du gerne einen Zweispänner fahren würdest, mein kleiner Alexis«, sagte Baldassare, »morgen wird man dir ein Pferd bringen. Nächstes Jahr werde ich das Paar vervollständigen, und in zwei Jahren schenke ich dir dann den Wagen. Aber vielleicht wirst du dieses Jahr schon das Pferd reiten können, nach meiner Rückkehr werden wir sehen, wie es geht. Denn morgen verreise ich, das steht fest«, fügte er hinzu, »aber nicht für lange. In weniger als einem Monat will ich zurück sein, und wir werden zusammen eine Nachmittagsvorstellung der Komödie besuchen, weißt du, in die ich versprochen habe dich mitzunehmen.«

Alexis wußte, daß sein Onkel einige Wochen bei ei-

nem Freund verbringen würde, er wußte auch, daß es ihm noch erlaubt war, ins Theater zu gehen; aber ergriffen, wie er war, von jener Todesvorstellung, die ihn vor dem Besuch bei seinem Onkel zutiefst erschüttert hatte, empfand er jetzt bei dessen Worten ein schmerzliches und tiefes Erstaunen.

Ich werde nicht gehen, sagte er sich. Wie müßte er unter den Possen der Schauspieler und dem Gelächter des Publikums leiden!

»Was war das für eine hübsche Melodie, die wir beim Eintreten gehört haben?« fragte Alexis' Mutter.

»Ah! Sie haben sie hübsch gefunden?« sagte Baldassare mit freudig erregter Miene. »Es ist die Romanze, von der ich Ihnen erzählt hatte.«

Spielt er Theater? fragte sich Alexis. Wie kann ihm der Erfolg seiner Musik noch Freude machen?

In diesem Augenblick nahm das Gesicht des Freiherrn den Ausdruck heftigen Schmerzes an; seine Wangen waren bleich geworden, er zog Lippen und Brauen zusammen, seine Augen füllten sich mit Tränen.

Mein Gott! schrie Alexis innerlich auf, diese Rolle geht über seine Kräfte. Mein armer Onkel! Weshalb nur fürchtet er denn so, uns weh zu tun? Weshalb nur bezwingt er sich so sehr?

Aber die Schmerzen der progressiven Paralyse, die Baldassare manchmal wie in einem Eisenkorsett zusammenpreßten, ja manchmal sogar auf seinem Körper Spuren ihrer Folter zurückließen und deren Heftigkeit ihm eben unwillkürlich das Gesicht verkrampft hatte, waren gewichen.

Nachdem er sich die Augen getrocknet hatte, nahm er das Gespräch gut gelaunt wieder auf.

»Scheint es mir nur so, oder ist der Herzog von Parma seit einiger Zeit nicht mehr so liebenswürdig zu dir?« fragte Alexis' Mutter gedankenlos.